

# Wiesbadener Tagblatt.

52. Jahrgang.

Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis: durch den Verlag 50 Pfg. monatlich, durch die Post 2 Mk. 50 Pfg. vierteljährlich für beide Ausgaben zusammen.

Verlag: Langgasse 27.

20,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:

Die einseitige Zeitspalt für lokale Anzeigen 15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg. — Reklamen die Zeitspalt für Wiesbaden 50 Pfg., für auswärtig 1 Mk.

Anzeigen-Annahme für die Abend-Ausgabe bis 12 Uhr mittags, für die Morgen-Ausgabe bis 3 Uhr nachmittags. — Für die Aufnahme später eingerichteter Anzeigen zur nächst erscheinenden Ausgabe, wie für die Anzeigen-Aufnahme an bestimmt vorgeschriebenen Tagen wird keine Gewähr übernommen, jedoch nach Möglichkeit Sorge getragen.

No. 587.

Verlags-Direktor No. 2065.

Donnerstag, den 17. Dezember.

Redaktions-Direktor No. 62.

1903.

## Morgen-Ausgabe.

### Die Haftung des Automobil-Besizers.

Die Welt am Ende des neunzehnten Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs, so hat Kaiser Wilhelm einmal gesagt und dies Wort gilt selbstverständlich mit noch verstärkter Kraft für das zwanzigste Jahrhundert, in dem wir leben. Wo viel Licht ist, da ist viel Schatten. Dieser, fast möchten wir sagen, täglich sich steigende Verkehr bringt auch gesteigerte Gefahren mit sich. Aber so töricht es wäre, um dieser Gefahren willen die Entwicklung des Verkehrs zu bekämpfen, so notwendig ist es andererseits, den durch den gesteigerten Verkehr hervorgerufenen Schäden nach Möglichkeit entgegenzutreten.

In der heutigen Zeit, wo wir nahezu jeden zweiten oder dritten Tag von einem Automobilunfall lesen, wird es jedem Leser ohne weiteres klar sein, daß die Einleitung unseres Artikels den Automobilen und den durch sie hervorgerufenen Unglücksfällen gilt. Wir denken hierbei nicht an die unglückseligen Rennfahrten wie die Automobilfahrt Paris-Wien, welche so zahllose Opfer forderte. Daß derartige Rennfahrten auf offener Straße, insbesondere nach jenen Vorkommnissen, bei uns nicht gestattet werden würden, kann als selbstverständlich angesehen werden. Aber auch bei dem gewöhnlichen Straßenverkehr werden durch Automobile so viele Unglücksfälle hervorgerufen, daß die Frage, wie diesem Mißstand wirksam abzuhelfen sei, mit wachsendem Interesse erörtert wird und dieses Interesse auch vollauf verdient.

In polizeilichen Vorschriften über die Regelung des Automobilverkehrs, die Einhaltung bestimmter Geschwindigkeiten mangelt es bei uns nicht, aber es hat sich gezeigt, daß diese polizeilichen Vorschriften nicht instande sind, dem Unfug des übermäßig schnellenfahrens der Automobile, der Leichtfertigkeit zahlreicher Automobilfahrer und den daraus erwachsenden Gefahren und Unglücksfällen vorzubeugen. Dazu kommt, daß es sich bei fast allen solchen Unglücksfällen gezeigt hat, daß die heutigen Bestimmungen über die Haftung für Automobilunfälle für den davon Betroffenen so ungünstig sind, daß die Säbne für den verursachten Schaden entweder nur schwer oder unzureichend oder oft genug auch gar nicht zu erlangen ist.

Hier gilt es, den Sebel einzusetzen, denn mit der Regelung der Automobilunfälle sind gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß wer mit seiner Person oder mit seinem Geldbeutel für gewisse Dinge haftet, in diesen Dingen mit weit größerer Vorsicht verfahren wird, als wenn er begründete Aussicht hat, durch die weiten Maschen

des Gesetzes zu schlüpfen. Wird die Haftung für Automobilunfälle so geregelt, daß der Automobilbesitzer für die Schäden, die durch sein Automobil verursacht werden, mit Erfolg haftbar gemacht werden kann, dann wird damit nicht nur eine hinreichende Entschädigung der Verletzten, sondern zugleich eine ganz außerordentlich gesteigerte Vorsicht bei der Führung der Automobile erzielt werden.

Eine solche Neuregelung der Haftpflicht für Automobilunfälle ist ebenso unumgänglich wie dringlich, da die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches, bei dessen Abfassung der Automobilverkehr noch eine sehr unbedeutende Rolle gespielt hat, in keiner Weise hinreichend. Nach § 823 des Bürgerlichen Gesetzbuches ist nur derjenige, welcher vorsätzlich oder fahrlässig das Leben, den Körper, die Gesundheit, die Freiheit, das Eigentum oder ein sonstiges Recht eines anderen widerrechtlich verletzt, dem anderen zum Erlass des daraus entstehenden Schadens verpflichtet. Und nach § 831 ist zwar derjenige, welcher einen anderen zu einer Verrichtung bestellt, zum Erlass des Schadens verpflichtet, den der andere in Ausführung der Verrichtung einem dritten wiederrechtlich zufügt. Diese Erlasspflicht tritt aber nicht ein, wenn der Geschäftsherr bei der Auswahl der bestellten Person die erforderliche Sorgfalt beobachtet hat, oder wenn der Schaden auch bei der Anwendung dieser Sorgfalt entstanden wäre.

Bei den meisten Zivilprozessen, die sich auf Grund von Automobilunfällen und Automobilunfällen abspielen, zeigt sich nun dieselbe Erbsünde, daß, wenn es auch gelingt, ein Verschulden des Automobilführers zu beweisen, doch der Automobilbesitzer nicht haftbar gemacht werden kann, da es fast niemals gelingt, eine mangelnde Sorgfalt bei der Auswahl des Angestellten nachzuweisen. Ist es nun, was auch keineswegs immer gelingt, glücklich gelungen, das Verschulden des Automobilführers glaubhaft zu machen, so nützt das doch dem Geschädigten in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle gar nichts, weil dem für haftbar Erklärten zumeist die Mittel zum Erlass des Schadens fehlen. Diesem Mißstand konnte nur dadurch vorgebeugt werden, daß die Automobilbesitzer selbst haftbar gemacht werden, indem auf die Automobile das Reichshaftpflichtgesetz angewendet wird, welches in § 1 bestimmt: „Wenn bei dem Betrieb einer Eisenbahn ein Mensch getötet oder körperlich verletzt wird, so haftet der Betriebsunternehmer für den dadurch entstandenen Schaden, sofern er nicht beweist, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Getöteten oder Verletzten verursacht ist.“ Wir möchten den dringenden Wunsch aussprechen, daß die Regierung entweder dem in kurzem zusammenzutretenden Reichstag einen diesbezüglichen Gesetzentwurf vorlegt, oder daß der Reichstag aus eigener Initiative ein solches Gesetz beschließt. Dr. J. P.

### Ostelbische Schulzustände.

Ein Volksschullehrer schreibt der „Köln. Zig.“: Meine diesjährige Ferienreise führte mich nach Ostelbien. Dem geborenen Rheinländer, der im niederrheinischen Industriebezirk seine Heimat und sein Wirkungsfeld hat, war vieles, was er dort zu sehen bekam, neu. Besonders interessierten mich die pädagogisch-politischen Verhältnisse der Kollegen. Ich hatte viel darüber gelesen, und da ich Ruhe fand, fünf Wochen lang prüfen zu können, so ist das Urteil über die dortigen Dinge nicht einseitig. Natürlich sah ich sie mit rheinischen Augen. Was besonders auffällt, ist das unerquickliche Verhältnis zwischen Pastor und Lehrer. Der Geistliche ist als Lokalschulinspektor der Vorgesetzte, und das leidige Klüsteramt bringt es mit sich, daß die ohnehin bestehende Spannung noch wesentlich verstärkt wird. Auch im Wesen sind wir mit dem mittelalterlichen Institut der geistlichen Schulaufsicht gesegnet. Wenn die Schattenseiten hier nicht so sehr hervortreten, so liegt das einmal an der Stellung des Pastors überhaupt, der unter einer ausgesprochenen Freiheitlichkeit gestimmt und dazu aufgeklärten Bevölkerung eine patriarchalische Bevormundung bald aufgeben müßte. Ferner bieten sich im Westen nicht so viele Reibflächen zwischen Pastor und Lehrer. Viele Geistliche versehen ihr Nebenamt nur gezwungen. Gäbe es kein Konsistorium, das die Weiterhaltung der Schulaufsicht wünscht, dann legten sie den Posten heute noch nieder. Anders im Osten. Hier ist der Lehrer doppelt gefesselt, einmal als Lehrer und zweitens als Küster. Manches ist jetzt infolge der gehäufigsten Proteste der großen Lehrerversammlungen besser geworden, doch finden sich noch zahllose Orte, wo der Lehrer die Kirchenguhr aufzieht, die Glocken sämmtlich, die Altargeräte putzt, das Läuten besorgt, die Betglocke schlägt, die Kirche feiert, die Fenster putzt, mit dem Klingelbeutel umherläuft, Schnee schöpft, den Vorsänger und Vorbeter macht und die Leichen zu Grabe geleitet. Ich müßte mich stets verwundert fragen, warum er nicht auch Totengräber ist. Die Schamröte stieg mir ins Gesicht, wenn ich solche Bilder sah. Auch die Lehrer, die derartige Arbeiten verrichten müssen, haben das Schämnen nicht verlernt. Ein Pastor, mit dem ich über die Küsterdienste ein langes Gespräch hatte, meinte schließlich, niedere Küsterdienste gebe es überhaupt nicht. Keine Arbeit ehrlicher Natur sei gemein. Ich empfahl ihm, dann doch selber diesen Dienst zu versehen.

Auch die gesellschaftliche Stellung des Lehrers ist eine Quelle der Unzufriedenheit und Lebensverbitterung. Er wird als seminaristisch Gebildeter weder vom Akademiker, noch vom Adel und Reserveoffizier als gesellschaftsfähig angesehen. Wie können diese Kreise aber auch mit einem Manne verkehren, der Arbeiten verrichtet, die im Westen von einer Wäschfrau getan werden? Nun findet man im Osten die einzigen gebildeten Menschen im Gutsherrnhause und im Pfarr-

### Feuilleton.

#### Die Strohmänner.

Militärische Humoreske von Egon v. Breitbach.

Major v. Strobach fluchte. Das war sonst nicht seine Art, denn er war mehr für das Gemüthliche. Aber diesmal tat er es doch. Es war auch zu dumm, daß der Brigadefeldwebel General v. Treßky jetzt gerade den Einfall trieb, sein Bataillon sehen zu wollen. Heitschadt liegt so wundervoll gemüthlich und ein höherer Vorgesetzter verläßt sich selten dahin. Und Major v. Strobach überließ die Geschäfte des Bataillons seinem Adjutanten und die Ausbildung der Truppen dem ältesten der vier Hauptleute, der dafür wieder seine Kompagnie seinem Oberleutnant überlassen mußte.

Nun half es nichts, nun mußte „gebüßt“ werden — und dazu waren nur noch zwei Tage übrig. Und was mußte da noch alles gemacht werden, denn General von Treßky wollte zwei Tage bleiben. Am ersten Tage wollte er das Bataillon im Exerzieren und im Felddienst besichtigen und am nächsten Vormittag im Turnen, Bajonettieren, Instruktion usw. Das war einfach unerhört und „kam nicht vor“, jetzt, da man vor dem Mandover stand und Kompagnie- und Bataillons-Vorstellung doch längst hinter sich hatte.

Beim Exerzieren schimpfte Major v. Strobach wie ein Wilder: Hauptleute, Leutnants, Unteroffiziere und Gemeine — alle waren sie in gleicher Mitschuld und Verkommenheit. Beim Felddienst wettete er und beim Turnen — na, da fluchte er, wie — na — wie eben ein Major, den man aus seiner schönsten Ruhe gewaltsam aufgerüttelt hat.

Aber am tollsten ging's beim Bajonettieren. In der 8. Kompagnie, der ersten des Bataillons, zwar schien sich's gut anzulassen, denn da waren einige Paar ganz vorzügliche Fechter dabei — vier Paar, die sich sehen lassen konnten, in allen übrigen Kompagnien jedoch kaum je ein Paar. Aber man mußte sich zu helfen wissen, und so tat

der Major v. Strobach etwas, was er sonst noch nie getan hatte: er inszenierte einen regelrechten Besichtigungs-schwindel. Drei Paare der neunten verteilten sich, sobald die Besichtigung der ersten Kompagnie beendet war, in die zehnte und nachher auch noch in die elfte und zwölfte. Es wurden genau diejenigen Leute bezeichnet, die mit den guten Fechtern ihre Stellung wechseln sollten, und dann wurde es geübt, und der lange Sonnentag neigte sich seinem Ende zu. Am nächsten Tage ging es gleichfalls so. Die Leute fluchten und schimpften.

Am nächsten Tage kam der General. Einfach und spartanisch, wie man ihn kannte, stieg er auf dem Bahnhof direkt zu Pferde — er hatte sich vorher jeden Empfang verbeten — und der Oberst, der sehr für Feiertagsfeiern und äußeres Gepränge war, machte die „Chose“ mit feuerfester Miene mit. Natürlich hatte er mitgemittelt, und das war ihm nicht unangenehm gewesen. Denn er konnte Strobach nicht leiden und hätte ihm am liebsten etwas am Jenge geslickt. Allein in Gegenwart des Generals würde sich das vielleicht doch schlecht machen. So, vielleicht würde man ihm unter vier Augen seine Meinung nicht zu verhehlen brauchen.

Aber, weiß der Kudna, das Klappie ja alles ganz großartig! Schon die Meldung! Strobach sah elegant zu Pferde und sprengte elegant heran. Wie oft und mit welcher Beharrlichkeit Strobach das allerdings geübt hatte, das konnte der Herr Oberst nicht wissen.

Beim Exerzieren sand selbst das Auge des strengen Herrn Generals nichts auszusuchen. Hauptmann Pfeiffer, der ja sonst immer das Bataillon exerzierte, hatte ein strenges Kommando und ahndete jede Nachlässigkeit ohne weiteres mit Nachexerzieren. Aber das konnte der Herr Oberst ebenfalls nicht wissen, denn bei der Kompagnie-Vorstellung hatte das Bataillon schlecht, bei der Bataillons-Vorstellung nur leidlich abgeköhnt.

Das an das Exerzieren sich anschließende Gefecht hatte ebenfalls den Beifall des Herrn Obersten. Man hatte es ja auch zweimal durchgeprobt, und der Adjutant hatte dem Herrn Major so lange Vortrag darüber gehalten, bis der Herr Major jedes Wort anwendig mußte.

Dementsprechend war der Herr General dann auch

ganz gegen seine Gewohnheit außerordentlich liebenswürdig und schloß seine Kritik mit den Worten:

„Ich bitte Sie, Herr Major, den Leuten heute nachmittag freizugeben. Und wie haben Sie das Programm sonst entworfen?“

„Zu Befehl, Herr General — ich habe nach der gemeinsamen Mittagstafel an ein Konzert im Garten des Stadtparkes gedacht.“

„Vortrefflich, Herr Major — werde natürlich da sein! Und nun, habe einen Hühnerhunger — ich bitte die Herren, sich ja keinen Zwang anzuerlegen. Kommen Sie, wie Sie gehen und gehen — lassen Sie sich ein wenig abbürsten und dann essen wir. Die Felduniform ist doch immer das schönste Ehrenkleid des Soldaten.“

Der Tag endete in sehr animierter Stimmung, die nur bei dem armen Strobach dadurch bedenklich beeinträchtigt wurde, daß er ständig schauspielern mußte. Ihm war nämlich nicht ganz wohl zu Mute, wenn er an seine Strohmänner dachte, die morgen in allen Kompagnien fechten sollten. „Wenn das etwa herauskam! —“

Aber das Grübeln half nicht — und als er endlich nach Hause ging, da war auch er ziemlich animiert.

Am anderen Morgen fanden „die Truppen“ Punkt 5 Uhr auf dem Kasernenhofe, diesmal aber im Drillanzug, Mütze und Schürzen, denn es war ja Turnen, Bajonettieren und Instruktion angelegt, kleiner Dienst. Und die Herren Offiziere waren im Alberod und Mütze. Es wurde zunächst eine gute halbe Stunde instruiert, jede Kompagnie nicht ganz 10 Minuten. Die Fragen und Antworten flogen nur so herüber und hinüber, und sogar, wenn der Herr General in den Gang der Probeaktion selber eingriff, brüllten die Kerls laut und vernachlässigt, wie es ihnen vom Hauptmann Pfeiffer sorglich eingebracht war. Der hohe Vorgesetzte nicht beirrt, und besonders dann, wenn die Antworten, wie meistens, richtig waren.

Es kam das Turnen, und die Leute schimpften bereits wie die Wären. Denn bei jeder der 24 Abteilungen — jede Kompagnie sechs, hielt sich der General ungefähr fünf Minuten auf, und so war es fast 8 Uhr geworden, als das gefährdete Bajonettieren heran kam. Die Kontra-

hause. Der Pastor geht bei der Herrschaft ein und aus. Er trinkt ihren Wein und spielt mit ihr seinen Sat. Wo bleibt der Lehrer? Gendarmen und Förster werden seine Genossen. Mag er diesen Verkehr nicht, so hat er eben niemand. Ein Freitag ist es für ihn, wenn er sich jeden Monat einmal mit den weit zerstreut wohnenden Kollegen zur Konferenz zusammensindet. Im Westen würde es keinem Lehrer einfallen, derartige Wege zu machen, nur um einige Stunden unter Kollegen nach erster Arbeit frühlich zu sein und sein Herz auszuschnitten. Im Osten fragt man nichts nach Entfernungen. Das Vereinsleben blüht reicher als bei uns. Das knappe Gehalt gestattet zwar nur einige Gläser Bier, und wenn der Lehrer aus der Stadt heimkehrt, schleppt er noch allerlei Waren mit, die in seinem Krähwinkel nicht zu haben sind. Doch das hindert ihn nicht, einen Tag im Monat die raube Wirklichkeit zu vergessen, die sich freilich naher um so mehr bemerkbar macht. Es ist nicht zu sagen, wie sehr die Kassen- und Stippenwirtschaft sich dadurch vermindert, daß sie sich mit einer hohen Mauer umgibt und dem Lehrer die Tür hartnäckig verschlossen hält. Der Lehrer sieht sich verstoßen und ist deshalb verbittert. Bezeichnend für die gesellschaftliche Wertung des Lehrerstandes ist es, daß dortige Blätter nicht selten Anzeigen bringen, in denen Pastorsfrauen Dienstmädchen suchen — „am liebsten Lehrerstochter“. Besonders Mecklenburg tut sich in dieser Kennzeichnung seiner Hochachtung vor dem Schulhause hervor. Das Glück oder vielmehr das Unglück liegt es, daß ich die Bekanntheit eines solchen „Dienstmädchens“ machte. Was ich sah, schritt mir sehr ins Herz. Das Dienstverhältnis war nicht etwa ein solches „ohne gegenseitige Vergütung“, sondern es wurde ein regelrechter Lohn von 120 M. bezahlt. Der Grund zu diesem traurigen Wille lag in der Not des Lehrers, das aus 10 Köpfen bestand und sich mit 1400 M. Gehalt durchhungerte. Sein Pastor bezog ein Einkommen von 5000 M.

Überhaupt die Befoldung der Lehrer im Osten! Um sich durchschlagen zu können, sind sie gezwungen, außer ihrem pädagogischen noch einen zweiten Hauptberuf zu versehen: den eines Landwirts. Der Lehrer sät, erntet, pflügt, mäht, sät, sät, sät, wenn er sich in der Klasse abgearbeitet hat. Zur Hebung seiner gesellschaftlichen Stellung trägt diese Tagelöhnerarbeit gewiß nicht bei. Man sehe sich ferner die Schulverhältnisse an, deren in Ostpreußen viele dem Rufschrei- und Nachwächterhande entnommen sind. Solche Leute machen sich gar zu sehr, wenn sie die pädagogischen Leistungen des Lehrers beurteilen oder ihm seine Pflichten um Beschaffung von Lehrmitteln oder um Ausbesserung der Schulwohnung mit gewichtiger Miene abschlagen. Das schlimmste aber sind die Wohnungsverhältnisse der meisten Lehrer. Es ist keine Selbste übertrieben, wenn behauptet wird, im Westen wohne z. B. ein Besenarbeiter weit besser, als im Osten ein Lehrer. Orenlich geradezu war eine Reihe von Wohnungen in Posen und Ostpreußen. Der herrschaftliche Aufseher hatte eine Wohnung inne, die eine Villa war gegenüber der windschiefen, nassen, undichten Brandmauerbarade des Lehrers. Feucht waren die überfüllten Schulstuben. Ein Lehrer sagte mir: Wenn die Schulstühle mehrere Wochen nicht benutzt worden sind, lagert auf den Tischen ein grauer Schimmelüberzug, der von der Feuchtigkeit herkommt. Die elementarsten Gesundheitsregeln sind außer acht gelassen. Von verschlebbaren Tischplatten zur Herstellung einer Plus- und Minusdistanz ist keine Rede. Es ist eine eiserne Naturnotwendigkeit, daß Kinder mit schwachem Knochenbau bei einer solchen Plüschdistanz mit der Zeit eine Rückgratverkrümmung davontragen. Man sollte sagen, ein Staat, der die Eltern zwingt, ihr Liebestes zur Schule zu schicken, träge Sorge, daß mit der Gesundheit der Schüler nicht zu leichtsinnig umgegangen wird. Keinem Vater sollte es zugemutet werden, seine Kinder solchen Gefahren aussetzen zu müssen. In einer Schule fand ich unter einem Dutzend uralter Eichenstämme eine moderne Reithaus-Schul-

bank zu zwei Eichen. Auf meine Frage, was der weiße Raub denn zu bedeuten habe, lachte der Lehrer: Die Bank hat der Schulpatron für seine beiden Töchter aufstellen lassen!

Zurzeit liest man in den Zeitungen, von den Kanzeln herunter würden die Eltern aufgefordert, ihre Söhne Lehrer werden zu lassen. Man hofft, auf diese Weise dem Lehrermangel abzuhelfen. Besser und vernünftiger wäre es, obige Schäden zu beseitigen. Das Schulunterhaltungsgesetz bietet dazu etliche willkommene Gelegenheiten. Die traurigen Verhältnisse Ostpreußens sind gerade alt genug. Ihre Beseitigung ist nur dadurch zu erwarten, daß man sie immer wieder unter das Kreuzfeuer der Öffentlichkeit nimmt.

### Politische Übersicht.

#### Ein belgischer Truist.

1. Klasse 1. 14. Dezember.

Die erste Truistbildung, genau nach amerikanischem Muster, ist nunmehr erfolgt, nämlich in der Glasindustrie, und es sieht zu erwarten, daß in Wäldern ein scharfer Konkurrenzkampf mit dem Auslande sich entwickeln wird wie zuvor, d. h. Belgien dürfte mit Preisunterbietungen auf den fremden Märkten erscheinen. Dazu wird es, der Ansicht der Gründer zufolge, deshalb imstande sein, weil durch die Vereinigung angeblich eine Ersparnis von 15% an Rohmaterial und Betriebskosten entsteht. Das Kapital des Truists beträgt 30 Millionen Frank und die Dauer des Unternehmens ist ebenfalls auf 30 Jahre festgesetzt. Alle bestehenden Fabriken werden auf der Basis der bisher verteilten Dividende aufgekauft und mit Obligationen bezahlt, die Aktien der einzelnen jetzt bestehenden Gesellschaften aber gegen die des Truists umgetauscht. In dem Rundschreiben, welches soeben seitens der von den einzelnen Fabriken erwählten Jünfer-Kommission verfaßt wurde, ist natürlich hervorgehoben, daß bei dem Truist „die Interessen aller“ außerordentlich gut gewahrt worden sind, für jeden möglichen eintretenden Zwischenfall vorgesorgt sei, geündere Zustände geschaffen, Preise und Absatz erhöht werden würden. Der ganze Vorgang ist aber nicht nur deshalb von Wichtigkeit, weil die belgische Glasindustrie eine so große Bedeutung besitzt, sondern weil dadurch der Anfang mit einem System gemacht wird, das in den Vereinigten Staaten bereits Schiffbruch gelitten und hier, wie dort seinerzeit, eine ungeheure Spekulation erzeugen muß, die am Ende die Verdrängung von vielen Tausenden wirtschaftlichen Existenzen herbeiführen dürfte. Amerika ist jedoch in Rücksicht auf seine ungeheure Kapitalkraft in der Lage, eine derartige Krise beinahe spielend zu überwinden, Belgien nicht!

#### Ostasien.

Es sieht nicht danach aus, als ob es zu einem Kriege zwischen Rußland und Japan kommen werde. Japan möchte, aber es kann nicht. Wer den Satz umkehren und sagen wollte: „Japan könnte, aber es mag nicht“, der würde sich ebenfalls auf gute Indizien für sein Urteil berufen können. Beides scheint sich auszuschließen, und beides enthält etwas Nichtiges. Die Russen selber haben es durch den Mund einiger Militärs der Welt verkündet, daß die japanischen Streitkräfte in diesem Augenblick wohl stärker als die russischen sind (selbstverständlich was den ostasiatischen Schauplatz angeht), daß namentlich die japanische Flotte der russischen dort überlegen ist. Wo wäre eine Kriegserklärung an Rußland (so könnte es wenigstens scheinen) kein tollkühnes Unternehmen, brauchte es mindestens nicht zu sein. Und doch wird es hierzu nicht kommen. Über Krieg oder Frieden entscheidet, wenn zwei Mächte in Konflikt sind, nicht der Leichtsinne eines schnellen Entschlusses, sondern, wofür die Vernunft noch Geltung hat, stets die sorgfältigste Abwägung aller aus dem ersten Entschluß unweigerlich resultierenden

Folgen. In Japan ist man wohl klug genug, um zu wissen, daß selbst die glänzendsten Siege zur See oder gar zu Lande einen einmal entbrannten Krieg mit Rußland nicht beendigen könnten, daß vielmehr Rußland in einem solchen Kriege so lange beharren und kämpfen würde, bis es den festen Gegner niedergezwungen hätte, mögen darüber auch Jahre vergehen, mögen die Menschen- und die Geldopfer auch ins Ungeheure anschwellen. Es ist die Vernunft der Dinge, es ist der Geist der Geschichte, die sich in solchen innersten Notwendigkeiten bekunden. Wenn europäische Mächte einander bekriegen, so kann sich der besiegte Staat schließlich fügen. Aber vor einem asiatischen Staatswesen wird keine europäische Macht zurückweichen wollen und auch nicht können. Darum hätte es den Japanern nichts, daß sie vielleicht im Augenblick die militärisch Stärkeren sind, und weil sie, klug wie sie sind, ein Gefühl für historische Bedingtheit haben, so werden sie es nicht zum Kriege kommen lassen. Wenn möglich, daß die russischen Staatsmänner, die sich auf das Wort verziehen, Japan einen Brocken von Befriedigung hinwerfen, dem Inselreiche etwa ein höheres Maß von Einfluß auf Korea zugestehen, aber nur, um solche Kompensationen später wieder zurückzunehmen. Reinesfalls jedoch wird Rußland sich aus der Wandschüre hinausmandrieren lassen, am wenigsten durch Japan. Die Sachlage wäre vielleicht anders, wenn der ungeheuren chinesische Staats- und Volkskörper in aktive Bewegtheit zu versetzen wäre, wenn Japan die schlummernden Machtmittel des Riesenstaates wecken könnte. Aber davon ist ja keine Rede, sondern gleichsam wie eine Schilddrüse, die es dulden muß, daß man ihr Fleischstücke heranschneidet, liegt China da, ein Objekt der internationalen Politik, kein Subjekt. Auch dann vielleicht wäre die Sachlage anders, wenn man in Japan nicht zu lange gewartet hätte, wenn man dort schon vor Jahren einen Angriff, eine Armee in Korea gelandet, dies Staatswesen zur japanischen Provinz erklärt und so von einer festen kontinentalen Position aus abgewartet hätte, ob Rußland einen fixierten, den beteiligten europäischen Mächten vielleicht nicht unwillkommenen Zustand seinerzeit durch Waffengewalt erschüttern möchte. Mit alledem ist es heute vorbei. Das Japan verabsäumt hat, das hat Rußland getan, nämlich sich eine Erweiterung seines Machtbereichs außerhalb der bisherigen Grenzen zu sichern. Gätte es Rußland schwerlich gewagt, die Japaner aus Korea hinauszumerren, so wird es Japan erst recht nicht wagen, die Russen wieder aus der Wandschüre zu verdrängen. Die Ereignisse, die sich da im fernen Ostasien abspielen, haben ein weltgeschichtliches Gepräge. Es ist für die praktische Anwendung des Satzes: „principis obsta“ zu spät geworden ist, so wird man schon heute sagen dürfen: Der Vormarsch Rußlands nach Befing scheint nicht mehr aufzuhalten, und die Herabdrückung Japans zu einer Macht zweiten Ranges, die sich auf ihr Inselgebiet zu beschränken haben wird, scheint besiegelt.

### Deutsches Reich.

\* Staatsüberschreitungen. Von Staatsüberschreitungen weiß die „Königsb. Post. Ztg.“ das Folgende zu berichten: Besonders groß sind die Staatsüberschreitungen durch die hohen Telegrammgebühren während der China- und des Venezuela-Krisen. Die Staatsforderung von 630 000 M. ist im Etat für 1902 um 131 200 M. überschritten worden. Zur Vergrößerung wird angestrebt: der durch die politischen Verhältnisse in China bedingte telegraphische Verkehr der Gesandtschaft in Peking und des Generalkonsulats in Shanghai sowohl mit der Zentralfelle als auch untereinander und mit anderen kaiserlichen Konsulaten des Landes, sowie mit den Militär- und Marinebehörden hat in der Zeit vom 1. Oktober 1901 bis Ende September 1902 einen Kostenaufwand von

sechter hielten sich famos, namentlich die am rechten Flügel der ersten Abteilung der 1. Kompanie. Dann kamen noch drei Paare, sie zeichneten sich besonders aus, und das Urlog konnte ebenfalls angehen.

Bei der 10. Kompanie war's daselbe, bei der 11. und 12. das gleiche.

Der Reich war vorüber, der General versammelte das Dutzend Offiziere um sich und kritisierte die Sache in sehr lebenswürdiger Weise. Mit seinem Lächeln flocht er dann ein:

„Und merkwürdig — in jeder Kompanie waren es vier Paare, die ganz besonders vorzüglich kochten.“

Major v. Strobach wünschte, daß ihn die Erde verschlänge, aber er faßte sich, und, die Hand am Helm, sagte er forsch:

„Zu Befehl, Herr General, ist mir auch aufgefallen.“

Nach der Vorstellung fand ein Frühstück statt, bei dem der General ebenfalls sehr lebenswürdig war.

„Lieber Strobach“, sagte er plötzlich zu dem neben ihm stehenden Major — „müssen demnächst einen neuen Trifd ersinnen — der, den Sie beim Bajonettieren anwandten, ist zu alt.“

„Herr General? —“

„Nicht zu alt — kenne ihn, hab ihn immer als Hauptmann angewandt — unter dem Drahtgeflecht des Reithutes kann man die Kerle ja doch nicht erkennen — aber ich habe den einen an einer Narbe der rechten Halsseite erkannt. Nun — sehen Sie doch nicht so verhaßelt aus. Das ist kein Staatsverbrechen. Deshalb kann ich Ihnen doch zum Stern im voraus gratulieren!“

### Zeitschriftenschau.

Die erste Stelle gebührt einer Neugründung, die sich sehr hoffnungsvoll und vielversprechend anläßt. Die „Süddeutschen Monatshefte“ (München und Leipzig, Verlag der „Süddeutschen Monatshefte“, G. m. b. H.) legen dem negativen Programm „Los von Berlin“ ein positives an die Seite — die Wahrung und Pflege des tiefwurzelnden süddeutschen Volkstums auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Der Herausgeber zeichnet unter Unterstützung

einer Reihe hervorragender Namen — Raumann, Pfizner, Thoma usw. — Wilhelm Wengand. Das erste Heft weckt die schönsten Hoffnungen. Raumann behandelt in einem brillant geschriebenen Essay die Stellung des „deutschen Südens“ unter den verschiedensten Gesichtspunkten. Hans Thoma erzählt in seiner schlichten Weise über „Die Anfänge der Kunst“ — seiner Kunst. P. Marx gibt in einem Artikel „Die Kunststadt München“ ein gutes Programm für verschiedene Reformen in Münchens künstlerischem Leben. Daneben stehen noch mehrere andere größere Beiträge, Gedichte von M. Greif, der interessante Eingang eines Romans „Der Messiasgänger“ vom Herausgeber und als Beilage ein Lied von Pfizner. Daß bei dem Unternehmen keine engbrüstigen, partikularistischen Ideen Platz finden, ist angefangen der Namen zu versichern überflüssig. Ein anderes junges Kind unter den Monatschriften hat sich inzwischen schon recht herabzuft ausgewachsen. Die „Wartburgstimmen“, Monatschrift für deutsche Kultur, herausgegeben von R. E. Buhmann (Thüring. Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig) hatten ihr Oktoberheft einer eingehenden Würdigung des Kaisers als Persönlichkeit des öffentlichen Lebens gewidmet. Berufene Autoren handeln in sachlich geschriebenen Artikeln vom Kaiser und seinem Verhältnis zur Kirche, zur Literatur, Musik, Arbeiterfrage, Schulwesen usw. Das Novemberheft ist der Würdigung der umfassenden Persönlichkeit Herders gewidmet. Herders religiöse Weltanschauung, sein Deutschtum, seine Gedanken über Pädagogik, seine überragende Stellung zum Volkslied sind die Themen der einzelnen Abhandlungen. Neben mehreren kleineren Beiträgen verdient der ausführliche Vorbericht G. Clausens zu einem würdigen Volksdenkmal für Richard Wagner im Jahre 1913 besondere Beachtung als würdige Antwort auf das Reimnische Komödienstück. Das Dezemberheft erscheint als würdiges Weihnachtsheft im ernstesten, vertieften Sinne. Aus dem überreichen Inhalt seien nur herausgegriffen: Professor Schmiedel: „Die Poesie der Kindheitsgeschichte Jesu“, Dr. Franke: „Heilsglaube und Dogmenglaube“, Meta Escherich-Wiesbaden: „Weihnacht in der Kunst der Renaissance“.

Die Halbmonatschrift „Das literarische Echo“ (Berlin, Gyon Fleischel) erfüllt seine Aufgabe als ernstes Informationsorgan aller Literaturfreunde nach

wie vor in der anerkanntwertesten Weise. Die ständigen Rubriken: „Echo der Zeitungen“, „Echo der Zeitschriften“, die Briefe über die Literaturen des Auslandes zeigen sich stets übersichtlich und kritisch sichtlich geordnet, und in den Buchrezensionen und Premierendbesprechungen zeigt sich durch die Vielheit der Autoren eine erfreuliche Lebendigkeit und geistige Bewegtheit. Von den vielen größeren Essays der letzten Hefte können hier nur einige der bemerkenswertesten hervorgehoben werden: Alf. Maar behandelt eingehend die Forderungen und Rechte des Dramaturgen, A. v. Gleichen-Ruhwurm beschäftigt sich mit der Persönlichkeit des Racines in der modernen Dichtung, E. Schulze gibt wertvolle Gedanken zu der wichtigen Frage der volkstümlichen Bibliotheken. Eine weitere Artikelreihe bringt literarische Charakterbilder, so von Otto v. Veitges, Samuel Cornut, der Schrift Stefan Georges usw. Ebenso unmöglich ist es, im Rahmen einer gedrängtesten Übersicht dem Reichtum des Guten und Besen gerecht zu werden, den Prof. Rodenbergs „Deutsche Kunstschau“ (Berlin, Gebr. Paetel) in einem Vierteljahr ihrer Halbmonatshefte umfasst. Vor allem muß von dem Inhalt auf die fortlaufende Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller hingewiesen werden. Hier tut sich für den Literaturfreund eine Fundgrube voll der köstlichsten und intimsten Geisteskräfte auf. Außerordentlich interessant und reich an wertvollem Material sind die persönlichen Erinnerungen von Bernh. du Bernois: „Im Hauptquartier der russischen Armee in Polen“ (1863), die wie eine größere, wertvolle Arbeit Gust. Cohn: „Steuern und Steuerreformen in Preußen“, sich durch mehrere Hefte fortsetzen. Von den in einem Heft abgeschlossenen Essays interessieren besonders G. Raumann: „Das Heidelberger Schloss“, W. v. Seidlitz: „Die altniederländische Malerei“, Ludw. Stein: „Wilhelms Dithmarschen“. Zum unterhaltenden Teil haben von Schubin, M. v. Ebner-Eschenbach und Autoren von gleichem Rang Beiträge geliefert. Was das Dezemberheft vom Programm des neuen Jahres verrät, läßt die Wahrung der vornehmen Stellung, die die „Kunstschau“ hat, erkennen. Was Rodenbergs Organ für die Autoren der älteren Schulen ist, das bemüht sich die „Kunstschau“ für die Jüngeren zu sein. Kein modernes Problem



Verhinderung der Reisenden am Ein- und Aussteigen bei fahrenden Zügen vermieden werden soll, weil hierdurch in der Regel die Gefahr vergrößert, nicht selten aber auch erst herbeigeführt wird. Es soll lediglich eine rechtzeitige Warnung der Reisenden erfolgen und bei Zuwiderhandlungen die Persönlichkeit festgestellt werden, damit die Bestrafung eintreten kann.

d. Die „Orientalin“. Der Kunsthändler Friedrich E. von hier sah im Juni oder Juli d. J. bei einem hiesigen Privatier ein Gemälde, das eine nackte weibliche Halbfigur auf bräunlichem Hintergrund darstellte und die Signatur des berühmten Malers Hans Makart trug, oder wenigstens eine Signatur, welche der des Makart ähnlich war. Der Besitzer des Bildes hatte dasselbe in Frankfurt für einige hundert Mark gekauft, im Glauben, damit einen echten Makart erworben zu haben. Das war vor etwa 15 Jahren und mittlerweile hatte er das etwas schadhast gewordene Bild restaurieren lassen. Diese Restauration war indessen ziemlich mangelhaft ausgefallen, der Maler hatte die Figur ganz übermalt und Kunstkenner behaupten, nicht in Makart'scher Manier. Der Kunsthändler E. hielt dafür, daß er hier einen echten Makart vor sich habe; er setzte sich mit einem ihm bekannten Oberkellner in Verbindung, der das Bild für ihn von dem Privatier kaufte, und zwar für 600 M., von denen 500 M. auf E. und 100 M. auf den Oberkellner entfielen. E. will mit dem Hofschauspieler Dreher in München in Verbindung gestanden haben, der unter allen Umständen einen Makart haben und dafür 4000 M. habe bezahlen wollen. Nachdem E. das erstandene Bild von einem hiesigen Maler in seinen ursprünglichen Zustand zurückzuführen, d. h. die Übermalung hatte entfernen lassen, fuhr er damit nach München. Zuvor aber hatte er auch noch den Maler R. von hier über die Echtheit des Bildes gehört, der ebenfalls der Meinung war, hier handele es sich um einen richtigen Makart. In München suchte der Kunsthändler verschiedene Sachverständige auf, die sich darüber, ob das Bild ein Makart sei oder nicht, nicht bestimmt ausdrückten. Schließlich stellte sich indessen heraus, daß das Bild höchstwahrscheinlich gefälscht war. Das war jedoch zulezt. Vorher, am 24. Juli, schrieb E. von München aus an den Oberkellner, sein Vorkäufer — Hofschauspieler Dreher — habe zwei Wochen vor seiner Ankunft eine Reise nach Norwegen angetreten. Das Bild sei für einen echten Makart erklärt worden, man habe ihm aber geraten, es in Wien zu verkaufen, wo sich eher Liebhaber für dasselbe finden würden. Er bitte um 80 M. Reisegeld. Es kamen 100 M. Der Kunsthändler reiste indessen nicht nach Wien; am 5. August schrieb er von München aus, man solle kaum glauben, wie schwer es halte, einen Makart zu verkaufen. Es wäre aber nicht unmöglich, daß er das Bild schon morgen verkaufe; er wachte dem Freund Oberkellner den Vorschlag, ihm noch einmal 200 M. zu leihen, damit er nun nach Wien reisen und dort das Bild, das ihm neuerdings zu 5000 M. lagert worden sei, verkaufen könne. Er schlage dasselbe auf jeden Fall los, damit er seinen Verpflichtungen dem Oberkellner gegenüber nachkommen könne. Im ungünstigsten Falle komme er mit dem Bild nach Wiesbaden zurück. Als infolge dieses Briefes kein Geld kam, wiederholte er die Bitte am 7., am 9. und am 11. August. Er werde das Bild noch einmal restaurieren lassen, schrieb er, und er betrachte dasselbe als das Eigentum des Oberkellners. Am 11. August schrieb er u. a., wenn er nicht sofort Geld bekomme, sehe er sich genötigt, das Bild um 300 M. an einen jüdischen Händler loszuschlagen. Auf diesen Brief erhielt er 100 M. Am 15. August reiste der Oberkellner selbst nach München und wollte das Bild an sich nehmen, er fand aber nur noch den leeren Rahmen, das Bild selbst war — so sagt E. — damals bei einem Maler, um übermalt zu werden. E. versprach aber seinem Gläubiger, ihm das Bild sofort nach erfolgter Restauration zuschicken zu wollen. Und ausgangs August kam auch das Bild. E. schickte es unter Nachnahme und so mußte der Oberkellner abermals einen ordentlichen Griff in den Geldbeutel tun. Der Nachnahmebetrag betrug 154 M. Gleich-

zeitig erhielt er von E. einen Brief, in welchem es hieß, das Bild werde er, der Oberkellner, schwerlich wieder erkennen, so schön sei es geworden. Jetzt werde es ohne Zweifel für einen Makart angesehen. Der betreffende Maler, der die Übermalung geleistet, habe Makart persönlich gekannt und sich dessen Malweise ganz zu eigen gemacht. Die Übermalung koste 450 M. „Verbrennen Sie diesen Brief sofort“, schloß der Brief, „es darf niemand etwas von der Renovierung wissen“. Im ganzen hatte nunmehr der Oberkellner 750 M. bei dem Bilderhändler zugelegt. Das ihm übersandte Bild, eine frischfarbige Orientalin, von der er, der Alte, natürlich nicht behaupten konnte, daß sie nicht die übermalte Makart'sche Halbnaute Dome sei, stellte sich der Oberkellner ins Zimmer. Eines Tages erschienen bei ihm drei Herren, die sich das Bild ansehen wollten. „Hier steht es, meine Herren“, sagte der auf seinen Besitz stolze Oberkellner. Die Herren sahen sich das Bild an. „Das ist in meinem Leben kein Makart“, sagte der erste. „Das ist eine ganz gewöhnliche Kopie“, erklärte der zweite, und der dritte sagte seine Meinung in vier Worten: „Das ist gar nichts“. Am nächsten Tag war der unglückliche Besitzer wieder in München, und diesmal ließ er den Kunsthändler verhaften. Dieser gab denn auch ohne weiteres zu, daß er für den Oberkellner nur eine Kopie des Makart'schen Bildes habe anfertigen lassen, aber auch diese Kopie sei sein Eigentum gewesen, das er dem anderen nur überlassen habe, damit derselbe es als Pfandstück verwenden könne. Er habe den Oberkellner nur deshalb in den Glauben gesetzt, das ihm übersandte Bild sei das Makart'sche Gemälde, damit dieser seinen Geschäftsfreunden gegenüber bona fide handeln könne. Gestern hatte sich der Kunsthändler vor der Strafkammer wegen Betrugs zu verantworten; er wurde zu 4 Monaten Gefängnis verurteilt, von denen 2 Monate durch die Vorhaft verbüßt sein sollen.

— Nochmals 1000 Mark! Wir werden gebeten, mitzuteilen, daß die bekannte Vielesfelder Fabrik von Straßman und Meyer, die sie sich für die Annahme des Wortes „Ansprachen“ entscheidet, noch einmal 1000 Mark für die beste Verwertung des Wortes Kafes ausgeschrieben hat. Das Preisrichteramt liegt wieder in den Händen des Allg. Deutschen Sprachvereins, Vordruckarten zum Wenerb — und nur diese sind verwendbar — werden bei allen Verkaufsstellen ihrer Waren verabsolgt oder gegen Einsendung eines freigelegten Briefumschlages auch von der Fabrik in Vielesfeld selbst zugesandt. Die Bewerbungen müssen vor dem 1. Januar 1904 eingeleitet werden. Die beim ersten Ausschreiben eingelaufenen Vorschläge sind jetzt unzulässig, man erhält ein Verzeichnis von ihnen mit den Karten. — Ferner sind Preise von 600, 400 und 200 M. ausgesetzt zur Lösung der Frage „Wie ist die Sprachverderbnis im deutschen Handelsstande zu bekämpfen?“ Näheres über diese Preise berichten wir noch später. Wir empfehlen aber dringend allen gebildeten Kaufleuten, um bei diesen Sprachfragen nicht zurückzulieben, dem Allg. Deutschen Sprachverein beizutreten. Der Beitrag beträgt nur 3 Mark jährlich und dafür werden eine Zeitschrift und Drucksachen kostenlos geliefert. Anmeldung in der Buchhandlung bei Herren Moritz u. Münzel, Wilhelmstraße 52.

— Briefaufschriften. Die Briefbestellung in großen Städten wird erschwert und verzögert oder gar unmöglich gemacht, wenn die Aufschriften der Sendungen ungenau und unzureichend abgefaßt sind. Es wird daher erneut darauf aufmerksam gemacht, wie es im eigenen Interesse jedes Brieffschreibers liegt, in der Adresse außer dem Bestimmungsort und der Straße auch die Hausnummer, den Gebäudeteil und das Stodwerk zu bezeichnen, wo der Empfänger wohnt. Bei Brieffsendungen nach Berlin ist außerdem der Postbezirk (z. B. N., NO., SW.) und die Nummer des Postamts anzugeben, von dem aus die Sendung bestellt oder abgeholt wird. Zur Sicherstellung einer solchen genauen Adressierung dient es, wenn andererseits auch das Brieffschreibende Publikum in den Städten sich daran gewöhnt, in den von ihm aus-

gehenden Briefen, Geschäftskircularen usw., stets die eigene Wohnung und sonstige genaue Adresse anzugeben. — Kleine Notizen. Im Balhalla-Restaurant wird gegenwärtig unter Herrn Kesselmeier's Leitung wiederholt ein früher, statt geschriebener Marisch „Hoch Teutonia“, komponiert von einem jungen Wiesbadener, Hanni Pina, gespielt, der stets eine sehr beliebige Aufnahme findet.

**Vereins-Nachrichten.**

\* Der „Club Borussia“ veranstaltet Sonntag, den 20. Dezember, von nachmittags 4 Uhr, im „Burggraf“ eine humoristische Unterhaltung mit Tanz.

**Kleine Chronik.**

Die Bille-Nummer des „Simplizissimus“ wurde in den Buchhandlungen in Magdeburg polizeilich beschlagnahmt.

Ein neues schlafträchtiges Mädchen wird von den Ärzten in Söhneberg i. M. behandelt. Es handelt sich um ein erwachsenes Mädchen, das tagelang schläft und dann nur mit Mühe zu wecken ist. Die Schlafsucht scheint bisher noch im Jüngsten begriffen zu sein.

Die zerstückelte Frauenleiche. Aus Friedhof wird der „N. Fr. Pr.“ berichtet: Aus dem Brauhausleiche wurde der völlig entblößte Leichnam einer Frauenperson herausgezogen, dem beide Beine vom Rumpfe abgehakt waren. Eines dieser Beine wurde im Ostrowigastasse unter der Reichsstraßenbrücke, eine halbe Stunde von dem Fundorte des Rumpfes entfernt, aufgefunden. Die Leichenschau ergab, daß die Beine erst nach dem Tode abgetrennt worden waren. Die Persönlichkeit der etwa 60jährigen Frau konnte noch nicht festgestellt werden.

Was ist ein Schliefer? Bei dem Wiener Bezirksgericht Leopoldstadt klagte ein Beschäftigter gegen eine Käuferin, weil sie ihn „Schliefer!“ genannt hat. Der Richter fragt einen Sachverständigen: „Was bedeutet Schliefer?“ Der Sachverständige antwortet: „Dunkle Existenzen.“ Der Richter, ziemlich laut: „Also dunkle Existenzen.“ Sofort rührt der Justizwachmann, der den Saal dienst verließ, zur Tür hinaus und schreit auf den Gang: „Dunkle Existenzen!“ Er kommt wieder herein: „Bitte, meldet sich niemand!“

Einsältige Person. Das 14 Jahre alte Dienstmädchen Anni Kraus des Bauern Haber in Rumbos bei Nürnberg sollte am 17. August dessen 1½-jähriges Mädchen haben. Dazu setzte die Kraus das Kind in eine Waune heißen Wassers. Dem Kinde wurden das Gesicht und die Beine derart verbrüht, daß sich die Haut ablöste und anderen Tages der Tod eintrat. Die Strafkammer verurteilte die einsältige Magd wegen fahrlässiger Tötung zu 14 Tagen Gefängnis.

Kabelrekord. Alle Rekords in der raschen Beförderung von Kabeldepeschen sind seitens der Kabelkompanie geschlagen worden, welche London via Kanada und den Stillen Ocean mit Sidney verbindet. Eine Depesche, welche eine interessante Phase der gegenwärtig in Sidney stattfindenden internationalen Kriegerwettkämpfe meldete, legte die Distanz von zirka 15 000 Meilen in genau dreieinhalb Minuten zurück.

**Lezte Nachrichten.**

wb. München, 16. Dezember. Ministerpräsident Freiherr v. Podewils hatte gestern eine große Zahl Gäste zu einem parlamentarischen Abendessen geladen. Von den Mitgliedern der Kammer der Reichsräte waren die meisten in München anwesend, aus der Kammer der Abgeordneten alle Parteien in großer Zahl erschienen. Ferner waren anwesend: Sämtliche Minister, der frühere Kultusminister v. Landmann, Staatsrat, Ministerialräte und andere Ministerialbeamte und Vertreter der Presse. Freiherr v. Podewils und Gemahlin empfingen die zahlreichen Gäste in liebenswürdiger Weise. Der Abend nahm in jeder Beziehung einen äußerst animierten und zwanglosen Verlauf.

**Aus Kunst und Leben.**

**Aus den Kunstausstellungen.**

Im Kunstsalon Banger gibt der Nachlaß Ernst Zimmermann's Zeugnis von einem ernsten, tüchtigen Lebenswerk, das überall den tieferen Anteil des Betrachters erregt. Zimmermann ist kein Titane, der je den Olymp fürchten wollte, und — in unseren Tagen eine doppelt dankenswerte Tugend — er gibt auch nie vor, einer zu sein. Aber in treuem, ehrlichen Ringen um seine Kunst erreicht er Höhen, zu denen mancher andere mit größerem, aber nicht so gut und voll ausgeprägtem Gaben nie gelangt. Diese schlichte Ehrlichkeit und dieser fleißige, heilige Ernst sind wohl die Hauptindrücke einer Wanderung durch den Nachlaß — Eindrücke, die ich hier freilich nicht im einzelnen erläutern und erweisen kann. In der Landschaft — vorzüglich in den vielen Skizzen ist das zu sehen — hat es Zimmermann damit zu solcher Unmittelbarkeit und Einheit des Eindruckes gebracht, wie sie vielen von härterer Intuition verfaßt bleibt. Die größeren Landschaften in der Ausstellung „Lande“, „Im Baumgarten“ beweisen dasselbe, wenn hier das Ringen um das Licht auch noch nicht ganz abgeschlossen ist. In einzelnen der Porträts wird Zimmermann's Charakter vielleicht noch deutlicher. So vorzüglich man bei der Anrufung Größerer zu Vergleichen sein soll, wie und da kann man sich des ehrenden Gedankens an Leib nicht entschlagen. Der Alte in der Pelzmütze, die alte Bäuerin und in anderer Richtung das Porträt des Mädchens in schwarzer Mantille bleiben starke, unvergeßliche Eindrücke. Aber die Unsumme echt künstlerischen Arbeitens und Strebens, die in den größeren Figurenbildern im Ringen nach einer einheitlichen, verinnerlichten Komposition, nach Wahrheit und Vertiefung des Ausdruckes der einzelnen Gestalten zutage tritt, wäre ein eigenes Kapitel zu schreiben. Nehmt alles nur in allem — es war ein Maler, wie sie in dieser ersten Auffassung und treuen Erfüllung ihrer künstlerischen Mission selten sind.

Im Kunstsalon Aktuarus hat Otto Engel seinen neulich besprochenen Arbeiten eine „Morgensonne“ beigelegt, für die nach die damalige An-

erkennung noch um einige Akzente steigern darf. Walter Firlers' „Das Weber“ gewinnt wieder durch die konzentrierte Kraft der Empfindung und ist auch im Zeichnerischen kraftvoller und interessanter als manche andere Arbeit des Meisters. Ferner stellt J. Puhony zwei effektvoll ausgeführte Supraporties und Th. Olsen mehrere ansprechende Landschaften aus, die neben manchem Anerkennenswerten allerdings auch einige Kindwände zulassen. Zum Schluß sei gerade jetzt vor Weihnachten ein größeres Publikum auf die reichhaltige Sammlung deutscher und französischer Medaillen und Plaketten hingewiesen, in der manches wahre Meisterwerk der Klein Kunst zu finden ist. Das wären Weihnachtsgeschenke von künstlerischem und dauerndem Wert.

Im Raffauischen Kunstveretz stellt Hans Böcker mehrere neue Arbeiten aus. Der reichen Anerkennung, die wir erst jüngst den Arbeiten des Künstlers bei Banger zollen konnten, bleibt nichts Neues hinzuzufügen. Böckers besonders intimer Sinn für die großartige Schönheit der Eifel dokumentiert sich da aufs neue. Ein „Dorf im Mondschein“ zeigt, wie tief sich Böcker in Weichheit und Feinheit versinken darf, ohne den gesunden, kräftigen Boden der Wirklichkeit zu verlieren. Die Aufgabe in „Vor dem Gewitter“ ist in dem Bilde bei Banger glücklicher gelöst. Außerdem sind noch mehrere Arbeiten von E. Cruse, München, ausgestellt, die trotz mancher seiner Einzelheiten keinen reinen Total-eindruck hinterlassen und ein virtuos gemaltes „Stillleben“ von A. Kieper, München.

Im Kunstsalon Victor ist eine große Anzahl interessanter Werke verschiedener holländischer Künstler zu sehen, die aber eines ganz anderen, von künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten Arrangements bedürften, um zu voller Wirkung und Bedeutung zu gelangen. Da sind Werke eines verfeinerten eindrucksvollen Kolorismus von Josselin de Jong, Landschaften voll des einfachen, aber vertieften niederdeutschen Empfindens von Dirk Wiggers, Frijl Mondriaan u. a., Marinen von H. B. Mesdag mit ihren bekannten Vorzügen, Blumenstücke von Sara Heuse von großer Feinheit und farbigem Farbenduft. Und neben manchem Bedeutungslosen noch mehr Interessantes und Betrach-

tenwertes. Aber in dem Wirrwarr des Nebeneinander, das rein dem Zufall überlassen scheint, geht die Freude des Genießens unter. O. K.

\* Neue Entdeckungen ausgestorbener Säugetiere sind für die jüngste Zeit in großer Zahl zu verzeichnen, wie sich aus einer Zusammenstellung in der Wochenchrift „Science“ ergibt. Aus der Ordnung der Bale sind die Überreste eines bisher unbekanntem Vorkahren in Tertiärablagerungen Ägyptens gefunden worden, der zur Gattung Zeuglodon gehört und den Namen Zeuglodon Ostris erhalten hat. Dr. Stromer schätzt die Entstehung dieses Tieres für sehr weit zurückliegend und hält es für den Urahnen der Balgesechlechter überhaupt. Die Ausgrabungen in Ägypten haben außerdem neues Licht über die Entwicklung der Rüsseltiere verbreitet, die danach vermutlich von einem Dufstier abstammen; die ältesten Vorkahren der Rüsseltiere scheinen außerdem Beziehungen zu den Seefischen gehabt zu haben. Von anderen kürzlich entdeckten afrikanischen Säugetierresten ist das Primate thierium zu gedenken, nach der ägyptischen Königin Arsinoe benannt, eines großen Dufstieres mit einem Paar riesiger Hörner auf der Vorderseite des Schädels. Eine Stellung für sich nehmen die prächtigen Arbeiten zweier französischer Forscher über die Tiermumien Altägyptens ein, die eine große Zahl mumifizierter Säugetiere, Vögel und Fische behandeln. In Frankreich ist der Schädel einer bisher unbekanntem Art der Gattung Lophiodon aus dem ältesten Tertiär zutage gekommen, der eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem Schädel der frühesten Rhinocerotiden aufweist, aber von dem der Tapire sehr verschieden ist, obgleich die Form der Zähne eine Mittelstellung zwischen diesen beiden Tiergruppen andeutet. Von erheblicher Tragweite scheint der Fund eines großen Fleischessers, Pachyana, zu sein, da er darauf hinweist, daß zwischen dem nördlichen Europa und dem nördlichen Amerika in der ersten Zeit der Tertiärperiode noch eine enge Landverbindung bestanden hat. Recht beachtenswert sind auch die Reste einer neuen Rhinocerosart, Rhinoceros asphaltense, die in Savoyen gefunden sind und gleichfalls auf eine amerikanische Verwandtschaft schließen lassen. Auch eine neue Gattung der Abenreihe der Tapire ist in Frankreich zum Vorschein gekommen. Eine